

Literatur des Auslandes.

N^o 37.

Berlin, Mittwoch den 27. März

1833.

Frankreich.

Decazes' Wirksamkeit während der Restauration.

IV. Ermordung des Herzogs von Berry, und Fall des Ministeriums Decazes. *)

Am 13. Februar 1820 fiel der Herzog v. Berry unter dem Dolche Louvel's; das schöne Talent Chateaubriands hat das Andenken eines guten, loyalen und hochherzigen Prinzen gefeiert, der wie sein großer Ahn Heinrich IV. durch die Hand eines Mordmörders starb. Dieses Ereigniß ist hier nur von dem politischen Gesichtspunkte aus, d. h. in seiner Beziehung auf das Ministerium, dessen Fall es beschleunigte, und auf die royalistische Reaction zu betrachten, die dadurch vorbereitet wurde. Das Verbrechen Louvel's war die wahnsinnige That eines isolirt dastehenden Menschen, der sich in der Einsamkeit zu den Ansichten gewandt hatte, die zum Königsmord führen. Was die Leidenschaftlichkeit der Parteien damals erfaßte, und was bei Manchen Glauben fand, ist ungegründet. Noch heute giebt es Leute, welche jenes Verbrechen einer Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Zweigen des Hauses Bourbon zuschreiben; der Hauptgegenbeweis liegt aber in dem Charakter des Fürsten, dem die That Nutzen gebracht haben würde und in seinen friedlichen und häuslichen Sitten. Eben so wenig war Louvel's Attentat das direkte und beschlossene Werk einer Partei, wenn man nicht den Einfluß bestiger Zeitungsartikel auf sein exaltirtes Gemüth so nennen will; der Kanonenschuß, den Louvel gehört haben soll, die Verschwörung, an welche die royalistische Partei glaubte, ist durch keine genügenden Beweise dargethan. Es waren allerdings einige Umstände vorhanden, welche einen ungünstigen Schein auf die Liberalen warfen; sie waren aber so ungewiß, daß sich durchaus kein Urtheil darauf gründen läßt. Auch an eine Mitschuld des Grafen Decazes glaubte damals der Parteigeist; auf diesen Verdacht läßt sich aber nur erwidern, daß der genannte Minister an dem Tage, an welchem der Herzog von Berry unter Louvel's Messer fiel, einsah, daß es um seine eigene Macht geschehen sey.

Die Ermordung des Herzogs war von unermeßlicher Wirkung auf den Geist Ludwigs XVIII.; die Verzweiflung der ganzen Familie, die Thränen des Bruders machten tiefen Eindruck auf ihn, und er sah voraus, daß der erste Schlag seinen Minister treffen werde. Seine erste Unterredung mit Herrn Decazes war merkwürdig: „Mein Kind“, sagte der König zu diesem, und dies war seine gewöhnliche Anrede an ihn, „die Ultras rüsten sich zu einem furchtbaren Kampfe gegen uns, sie werden meinen Schmerz zu ihrem Vortheil benutzen wollen, nicht Euer System, sondern das meinige werden sie angreifen, sie wollen nicht nur gegen Euch, sondern auch gegen mich.“ Graf Decazes erklärte, wenn Sr. Maj. es für notwendig und nützlich halte, so sey er bereit, abzutreten, so schmerzlich ihm auch stets der Gedanke sey werde, daß seine Entlassung mit jenem traurigen Ereignisse in Verbindung stehe. Der König antwortete: „Ich verlange, daß Sie im Ministerium bleiben; man soll mich nicht von Ihnen trennen.“ Ludwig und sein Minister weinten zusammen über die Katastrophe, die dem Lande so vieles Unglück bereitete. Es war beschlossen, die Pairskammer als Gerichtshof zusammenzurufen, damit sie von dem verübten Attentate Kenntniß nehme; eben so ward im Ministerrath verabredet, daß Gesetz-Entwürfe für die allgemeine Sicherheit den beiden Kammern vorgelegt werden sollten, denn man wußte noch nicht, ob dieses Verbrechen mit keiner Verschwörung im Zusammenhang stehe. Der König hielt um 4 Uhr Nachmittags einen Cabinets-Rath, der aus den Ministern und den Herren v. Romanes, v. Lally-Tollendal, von Brézé, v. Garnier, Portalis und Mounier bestand, und in welchem die Censur und ein die persönliche Freiheit suspendirendes Gesetz beschlossen wurden. Was Ludwig XVIII. vorausgesehen hatte, traf ein; nach den ersten, dem Andenken des Herzogs von Berry gewidmeten Thränen, richteten die Ultra-Royalisten die wüthendsten Angriffe gegen den Lieblings-Minister des Königs, Herrn Decazes. Ein berühmter Schriftsteller sagte in einem der royalistischen Blätter, der Fuß des Grafen Decazes sey im Blute ausgeglitten. Der Drapeau blanc enthielt noch leidenschaftlichere Aeußerungen, und der angegriffene Minister glaubte, den Redacteur, Herrn von Martainville, gerichtlich belangen zu müssen. Der Conservateur griff in seinem mehr oder weniger affektirten Schmerze den Minister ebenfalls mit großer Bitterkeit an

und verböhte ihn wegen seiner gegen den Redacteur des Drapeau blanc eingereichten Klage. „Warum“ sagt er, „sucht der Conseils-Präsident Haber mit jenem Teufelskerl, der eben so leicht ein Pistol abfeuert, als er ein Witwort fallen läßt? Der Hetman der royalistischen Vorposten versteht keinen Spaß; die weiße Fahne an der Spitze seiner Lanze schwingend, läßt er die ganze ministerielle Armee nicht ruhig schlafen; er verbreitet Lärm im Lager, schneidet den gefräßigen Soldaten die Zuführen ab und hätte diesmal beinahe den feindlichen General gefangen genommen.“ War dieser Ton wohl unmittelbar nach dem großen Attentate schicklich, und sprach sich darin wohl wahrer und tiefer Schmerz aus? Der Schmerz des Grafen v. Artois war in den ersten Augenblicken stumm und äußerte sich nur in Thränen; der Prinz empfing sogar Herrn Decazes mit Wohlwollen, aber am folgenden Tage bemächtigte sich die royalistische Partei seiner, und von diesem Augenblicke war dem Premier-Minister der Untergang geschworen.

Die liberalen Blätter erfuhren die Ermordung des Herzogs v. Berry in der Nacht des 13. Februar; sie fühlten die ganze Bedeutung dieses Ereignisses, und fast in allen Redactions-Bureaus wurde beschlossen, die schon im Saß fertig liegenden Artikel, in denen Angriffe gegen die Regierung enthalten waren, wegzulassen; alle sprachen am folgenden Tage einen mehr oder weniger aufrichtigen Schmerz aus und sahen die Möglichkeit eines Reactions-Systems voraus, dessen Ursache jenes Ereigniß sey würde. Der Unwille und die Trauer über das Attentat war allgemein in allen Klassen der Gesellschaft; nur Wenige mochten sich freuen, und sie schämten sich mit Grund, es zu äußern. Einige liebten den Prinzen und seine Familie aufrichtig, Andere waren für die öffentlichen Freiheiten besorgt; die liberale Meinung zeigte sich plötzlich gemäßiget.

In beiden Kammern zeigte sich tiefe Betrübniß; in der Pairs-Kammer ward eine von dem Marquis Lally-Tollendal vorgeschlagene Adresse einstimmig gebilligt; es war darin gesagt, die Kammer vermünche in dem Verbrechen, welches das Land in tiefen Schmerz versenke, die Frucht der verderblichen Lehren, mit denen man Europa vergiften wolle, und die, von der Verirrung zur Verworfenheit übergehend, Gottlosigkeit, Verrath und Mord zu rechtfertigen gesucht hätten. Die Kammer sey bereit, allen legislativen Maßregeln beizutreten, um diesem allgemeinen Uebel Einhalt zu thun; welches die Religion, die Moral, die Monarchie und die Freiheit zu untergraben drohe. Diese Adresse ward indessen nicht abgesandt, denn Graf Molé und der Herzog v. Richelieu machten bemerklich, daß die Kammer, nachdem sie sich zu einem Gerichtshofe konstituirte habe, sich über das betragenswerthe Ereigniß nur auf eine allgemeine Weise aussprechen könne. Auch in der Deputirten-Kammer ward eine Adresse in Vorschlag gebracht. Die Vorlegung des Wahl-Gesetzes war seit mehreren Tagen angetündigt; nach der in der Nacht vorgefallenen Katastrophe war aber vorauszusetzen, daß keine offizielle Mittheilung jener Art stattfinden werde. Nur drei Minister, die Herren Pasquier, Roy und Portal waren in der Sitzung anwesend; eine dumpfe Stille herrschte in der Versammlung, und kaum war das Protokoll der vorigen Sitzung vorgelesen, als Herr Clauzel de Couffergues darauf antrug, den Grafen Decazes, als Mitschuldigen an der Ermordung des Herzogs, in Anklagestand zu versetzen. Der kluge Herr v. Billé nahm Herrn Clauzel bei Seite und sagte zu ihm: „Ihr Antrag war schlecht abgefaßt; Herrn Decazes als Mitschuldigen Louvel's anzuklagen, war abgeschmackt, er mußte in unbestimmter Weise eines hochverrätberischen Attentates angeklagt werden.“ Die Proposition fand eine schlechte Aufnahme; sie würde sogar auf der rechten Seite kaum 25 Stimmen für sich gehabt haben; an eine Majorität für dieselbe war also gar nicht zu denken. Herr Clauzel de Couffergues war ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit, aber fanatisch für seine Ansichten eingenommen. Dennoch war diese Anklage ein neuer Schlag für Herrn Decazes, und darauf war es abgesehen gewesen. Die royalistischen Blätter rühmten den Mut des Herrn Clauzel, und in Privat-Versammlungen ward er aufgefordert, seinem Antrage weitere Folge zu geben. Wenn die Kammer über die Nothwendigkeit einer Adresse an den König einverstanden war, so waren die Ansichten über den Ton, in welchem dieselbe abzufassen sey, desto verschiedener. Die Ultra-Royalisten verlangten, daß sie in dem Geiste der Anklage des Herrn Clauzel redigirt werde; die Ministeriellen wollten eine Phrase einstecken lassen, in welcher die Kammer ihre Zustimmung zu allen Maßregeln, welche die Umstände erheischen möchten, aussprechen sollte; die Liberalen wollten, daß man zwar dem Schmerze des Landes beistimme, aber

*) Vgl. No. 25, 28 und 33 des Magazins.

alle Ausnahme-Gesetze zurückweise. Herr v. Labourdonnaye rief aus, man müsse einen Fanatismus, der zu so unheilvollen Resultaten führe, im Keime erlöchen, den revolutionären Geist, den ein eiferner Arm lange Zeit gezügelt habe, aufs neue in Fesseln legen und die durch Straßlosigkeit verwegene gewordenen Schriftsteller bestrafen. Da erhob sich der General Foy und sagte: „Ich verlange, daß eine große Deputation sich zu Sr. Majestät begeben, um unseren erhabenen Monarchen im Namen eines treuen Volkes über die furchtbare Katastrophe, die ihn und seine Familie betroffen, zu trösten, in so weit dies möglich ist; ich verlange aber auch, daß die Adresse ausschließlich dem Schmerze und den Thränen gewidmet sey, die wir Alle über einen Prinzen vergießen, welchen alle Franzosen, am meisten aber die Freunde der Freiheit beklagen, weil sie wissen, daß man sich des an ihm verübten schrecklichen Attentats als Vorwand bedienen wird, um die Freiheiten des Landes zu vernichten!“ Diese Proposition ward von Herrn v. Corbière unterstützt, und eine Adress-Kommission, aus den Herren Courvoisier, Daunou, Lainé, Ternaux, Camille-Jordan, Becquey, Foy, Barthe-Labastide und Corbière bestehend, redigirte einen Adress-Entwurf, der von politischen Aeußerungen ganz frei gehalten war. So wurden für's erste Meinungen unter den Parteien der Kammer vermieden.

Die Freunde des Ministeriums suchten in der nächsten Sitzung für den dem Premier-Minister Tages zuvor durch die Anklage des Herrn Clauzel zugesagten Schimpf Genugthuung zu erlangen. Im Protokoll war gesagt, die Kammer habe den Clauzelschen Antrag mit allgemeiner Mißbilligung angehört; Herr v. St. Ericq fand diesen Ausdruck nicht stark genug; er nannte die Proposition eine verwegene, verleumderische, durch die der Urheber sich selbst und der Kammer zu nahe getreten sey. Herr Cornet-d'Incourt behauptete dagegen, man könne eine Proposition, die von ihrem Verfasser noch nicht näher entwickelt worden sey, nicht verleumderisch nennen. Herr Courvoisier schlug vor, in's Protokoll zu setzen, die Kammer habe Unwillen über den Antrag zu erkennen gegeben. Herr Clauzel de Couffergues trat jetzt selbst auf und bemerkte: „Ich muß mich wundern, daß man einem Deputirten eine der wesentlichsten Prärogativen versagen will, das Recht nämlich, einen Minister anzuklagen. Die Anklage, die ich gegen Herrn Decazes erhoben, ist das Resultat meiner Ueberzeugung; ich werde die Anklage-Akte auf das Bureau niederlegen und verlange, daß man mich in möglichst kurzer Frist anhöre.“ Herr v. St. Aulaire entgegnete ihm: „Ich habe mich gestern enthalten, das Wort zu ergreifen, weil ich den Antrag des Herrn Clauzel als den ersten Ausbruch eines gerechten Schmerzes betrachtete; da er aber darauf besteht, seine Proposition zum Gegenstande der Beratungen der Kammer zu machen, und bei einer Anklage beharrt, die nur ein Denkmal seines Wahnsinns seyn kann, so verlange ich, daß die Antwort, die ich ihm ertheile, in das Protokoll aufgenommen werde; diese Antwort ist nicht lang, ich sage bloß zu ihm: Sie sind ein Verleumder!“ Diese stolze Entgegnung machte der Debatte ein Ende, und die Kammer beendete die Proposition durch die Tages-Ordnung.

Von allen Punkten Frankreichs langten Adressen an, in denen Garantien gegen den revolutionären Geist und Sicherheits-Maßregeln für die Monarchie verlangt wurden. Die Adresse des Königl. Berichtshofes zu Paris, welche der erste Präsident, Baron Seguier, dem Könige vortrug, war besonders merkwürdig. „Ja, Sire“, hieß es darin, „es besteht eine permanente Verschwörung gegen die Bourbonen, und mitten in der allgemeinen Betrübnis hat sich bei Einigen grausame Schadenfreude zu erkennen gegeben. Hat etwa das reine Blut, das schon so reichlich floß, den Durst noch mehr gereizt? O! Sire, wachen Sie mit uns, wir beschwören Sie im Namen der Gesellschaft, welche über die Gegenwart erschrickt und für die Zukunft zittert! Wenn Ew. Majestät glaubt, daß Ihre Justiz-Beamten Ihnen noch auf eine wirksame Weise dienen können, so geben Sie denselben die Mittel dazu in die Hand, deren Möglichkeit noch nicht vergessen ist. Wie gefährlich auch unsere Lage dadurch werden mag, nichts soll uns abschrecken und unschlüssig machen.“ Dergleichen Bezeugungen der Ergebenheit und Aufforderungen zu außerordentlichen Maßregeln gingen von allen Seiten ein; überall ward das Bedürfnis gefühlt, die revolutionären Lehren zu unterdrücken. Die Gerichtshöfe, die Arme, die National-Garde, die Magistrats, Alle forderten den König auf, für sich und für das Land zu wachen.

Unter diesen Umständen konnte die Regierung nicht unthätig bleiben. Am 14ten Abends versammelte sich nach dem geheimen Conseil der Ministerrath. Der König sprach zu den Ministern über die Proposition des Herrn Clauzel: „Die Royalisten“, sagte er, „verfechten mir den letzten Stolz; sie wissen, daß das System des Herrn Decazes das meinige war, und klagen diesen nun an, er habe meinen Neffen ermordet! Dies ist nicht die erste Anklage solcher Art, die sie sich gegen mich erlauben. Meine Herren, ich will Frankreich ohne Hilfe der Ultra-Royalisten retten, wenn es möglich ist; lassen Sie uns eine Majorität suchen, von der die Freunde der Herrn Clauzel und Labourdonnaye ausgeschlossen sind.“ Es ward ein Gesetz-Entwurf mit Präventiv-Maßregeln gegen die Journale redigirt; die Censur ward darin mit einigen Garantien gegen Mißbrauch verknüpft; es ward eine aus Pairs und Deputirten bestehende Kommission ernannt, welche für die unparteiische Ausübung der Censur-Gewalt wachen sollte. Diese Idee war von Herrn v. Fontanes ausgegangen. Der zweite vom Baron Pasquier verfaßte Gesetz-Entwurf betraf die Suspendirung der persönlichen Freiheit; diesem Entwurfe zufolge, sollte jedes der Umtriebe gegen die Person des Königs, die Mitglieder seiner Familie und gegen die Sicherheit des Staates angeschuldigte Individuum verhaftet werden können, ohne vorher vor Gericht belangt zu werden; jedoch mußte der Verhaftungs-Befehl im Ministerrathe beschlossen und wenigstens von drei Mini-

stern unterzeichnet seyn; dieser Befehl sollte dann sofort dem Königl. Procurator zugesandt werden, welcher den Angeschuldigten verhören und das Protokoll dem Justiz-Minister übersenden sollte, welcher im Conseil, das dann entschied, darüber Bericht zu erstatten hatte. Dieses Ausnahme-Gesetz sollte, falls es nicht erneuert würde, nur ein Jahr gültig seyn. Die Frage war nun, ob das Ministerium die Majorität für diese beiden Gesetz-Entwürfe erhalten würde. Das rechte und linke Centrum und ein Theil der rechten Seite sollten sich für die Annahme derselben vereinigen. Es ward beschlossen, an demselben Tage mit jenen beiden Entwürfen auch das Wahl-Gesetz den Kammern vorzulegen; es war aber ein Mangel an Tactik, daß die Minister auf diese Weise ein permanentes und wesentliches Gesetz mit vorübergehenden Ausnahme-Maßregeln zusammenstellten.

Von dem Schicksale dieser Gesetz-Entwürfe hing auch das des Ministeriums ab. Es wäre für Herrn Decazes ein Leichtes gewesen, wieder Kraft zu gewinnen, wenn er auf die Ausnahme-Maßregeln verzichtet und das Wahl-Gesetz unverändert gelassen hätte; er wäre in diesem Falle sofort von der liberalen Partei unterstützt worden, deren Besorgnisse seit der Ermordung des Herzogs v. Berry so sehr gestiegen waren und welche gern einige Opfer gebracht hätte, um Herrn Decazes am Ruder zu erhalten. Die Angriffe der Journale hatten an Schärfe verloren, die Liberalen hatten sich mit den Ministeriellen gegen die Anklage des Herrn Clauzel vereinigt und dem Minister ihre Dienste angeboten; konnte dieser sie aber unter den Bedingungen, welche von jenen dabei gemacht wurden, annehmen, und war es überhaupt möglich, ohne Ausnahme-Gesetze fertig zu werden und das Wahl-Gesetz unverändert zu lassen, ohne in die Gewalt der Liberalen zu gerathen, die weder Bourbonen noch Legitimität wollten? In dieser schwierigen Lage sah Herr Decazes ein, daß die Centra und die Doctrinaires die einzige Stütze seines neuen Systems seyn konnten. Aber die Letzteren, die in den Jahren 1816 und 1817 zu Ausnahme-Gesetzen gerathen hatten, verweigerten im Jahre 1820 Herrn Decazes ihren Beistand. Was blieb diesem nun übrig? Nur an die rechte Seite hätte er sich noch wenden können, diese bezog aber einen unversöhnlichen Haß gegen ihn. Die royalistischen Blätter verdoppelten ihre Angriffe gegen ihn, namentlich das Journal des Debats, und auch der Conservateur schleuderte donnernde Artikel gegen den Mann, der als das einzige Hinderniß gegen die Bildung einer monarchisch gesinnten Majorität dargestellt wurde. Herr Decazes sah unter diesen Umständen voraus, daß seine drei Gesetz-Entwürfe die Majorität nicht erhalten würden.

Unterdessen wurde der Graf v. Artois, der in den beiden ersten Tagen nach dem Ereignisse durchaus keinen Groll gegen Herrn Decazes gezeigt hatte, von seinen politischen Freunden zu einem entscheidenden Schritte angefeueret. Die Ermordung des Herzogs v. Berry hatte die beiden Brüder einander genähert, die über den gemeinsamen Schmerz den alten Zwiespalt vergessen hatten. Der Graf v. Artois benutzte diese Stimmung des Königs, um vereint mit der Herzogin v. Angoulême eine Partei-Sieg zu erkämpfen. Beide kamen in das Cabinet des Königs und der Prinz verlangte von seinem Bruder eine Veränderung des Regierungs-Systems und die Entlassung des Grafen Decazes als ein Opfer für die Wägen seines Sohnes. Die Herzogin von Angoulême unterstützte aus allen Kräften dieses Gesuch: „Wir gehen einer Revolution entgegen, Sire“, sagte sie, „beschwören Sie das Ungewitter, noch ist es Zeit. Graf Decazes hat die Royalisten zu sehr beleidigt, um sich ihnen nähern zu können, er scheide aus Ihrem Cabinet und Alle werden sich vereinigen, um Ihrer Regierung Kraft zu verleihen.“ Der König nahm den Bruder und die Nichte mit übler Laune, ja, fast heftig auf; er erwiderte ihnen: er hoffe, man werde seinem Willen keine Gewalt anthun wollen, und ihm allein stehe es zu, das Verfahren seiner Regierung zu beurtheilen. Graf Artois entgegnete hierauf: „Ich kann unmöglich länger in den Tuilerien bleiben, wenn Herr Decazes, von Herrn Clauzel de Couffergues angeklagt, seinen Ministers-Posten behält. Verstatte mir Ew. Maj., mich nach Compiègne zurückzuziehen.“ Die Herzogin von Angoulême fügte einige so eindringliche, überzeugende Worte hinzu, daß der König bewegt antwortete: „Ihr wollt es, nun gut, wir werden sehen!“ Als Herr Decazes diese Unterredung ersuhr, mußte er an seinen Rückzug denken; er selbst sagte zum Könige, er sehe ein, daß sein Austritt aus dem Cabinet nothwendig und daß es für jetzt unmöglich sey, das von Sr. Maj. angegebene System länger zu befolgen. Der König erwiderte, der Tag, an dem er sich von seinem Lieblings-Minister werde trennen müssen, sey der schmerzlichste seines Lebens, und fügte mit starker Betonung hinzu: „Mein Kind, nicht auf Sie, sondern auf mich hat man es abgesehen.“ Ludwig XVIII. schien von dem Gedanken durchdrungen zu seyn, daß der Pavillon Marfan versuchen würde, ihm nach und nach alle Gewalt aus den Händen zu nehmen; er fuhr dann gegen Herrn Decazes fort: „Herrn von Talleyrand will ich nicht, es bleibt also nur der Herzog v. Richelieu übrig, der Sie ersetzen kann. Gehen Sie zu ihm und suchen Sie ihn von der Nothwendigkeit des neuen Opfers zu überzeugen, das ich von ihm verlange; was Sie anlangt, so behalte ich mir vor, jenen Leuten zu zeigen, daß Sie mein Vertrauen keinesweges verloren haben.“ Der König ließ sofort den Herzog v. Richelieu auffordern, nach den Tuilerien zu kommen; er besorgte mit Recht, daß dieser Schwierigkeiten machen werde. „Welches neue Opfer verlangt der König von mir!“ rief der Herzog aus; „habe ich noch nicht genug gethan? Man lasse mir meine Ruhe, ich will nichts mehr von Staats-Geschäften wissen.“ Seine vertrautesten Freunde wurden zu ihm gesandt, unter ihnen Graf Lainé; der Herzog selbst hatte den Baron Mounier und den Grafen Rayneval zu sich rufen lassen, die seit dem Wiener Kongreß sein ganzes Vertrauen besaßen. „Sehen Sie“, rief er ihnen entgegen, „ein Dach-

riegel fällt mir auf den Kopf; der König will, daß ich ein neues Ministerium bilde." Baron Mounier äußerte, daß der Herzog, je schwieriger die Umstände wären, um so mehr diesen Beweis seiner Hingebung dem Könige schuldig sey. „Nun wohl, ich werde den Auftrag annehmen“, fuhr der Herzog fort; „aber ich rechne auf Sie für das Ministerium des Innern.“ Baron Mounier, noch sehr jung und wenig an die Rednerbühne gewöhnt, erklärte, diese Stellung übersteige seine Kräfte; er würde wohl dem administrativen Theile des Departements des Innern vorstehen können, an die Spitze desselben müsse aber ein besserer Redner kommen. Demgemäß ward Graf Simeon dazu designirt.

Der Herzog von Richelieu nahm den Auftrag des Königs nur unter Bedingungen an; zuvörderst verlangte er den aufrichtigen Beistand der Royalisten; in einer Unterredung, die er in Gegenwart des Königs mit dem Grafen Artois hatte, nahm er diesem sein Ehrenwort ab, daß er dem neuen Ministerium in keinerlei Weise hinderlich seyn wolle, und der Prinz gab dieses Versprechen. Der Herzog von Richelieu ernannte, um auch seinerseits dem Grafen v. Artois eine Garantie zu geben, Herrn Capelle, den Günstling des Pavillon Marfan, zum General-Secretair im Ministerium des Innern. Die Ministerial-Veränderung bestand in folgendem: der Herzog v. Richelieu übernahm die Präsidentschaft des Conseils ohne Portefeuille, Baron Pasquier behielt das der auswärtigen Angelegenheiten; an den Grafen von Serres, der sich im südlichen Frankreich befand, war geschrieben, und er behielt nach einigen Schwierigkeiten die Siegel, der Baron Portal, Graf Roy und der Marquis von Latour-Maubourg behielten die Portefeuilles der Marine, der Finanzen und des Krieges; es trat also eigentlich nur ein einziger neuer Minister mit einem Portefeuille ein, der Baron Simeon.

Der abtretende Premier-Minister ward von seinem Souverain mit Günstbezeugungen überhäuft; der König überreichte ihm als Zeichen der Freundschaft die von seiner eigenen Hand geschriebene Ernennung zum Herzog, eine Gnade, die um so größer war, als Ludwig XVIII. diesen Titel nur selten und nur berühmten Namen verlieh; außerdem ernannte er den Herzog Decazes zu seinem Vorschafster in London mit einem Gehalte von 300,000 Fr., ohne die geheimen Gratificationen zu rechnen, und händigte ihm zwei rührende Büllets ein, in denen er seinen ganzen Unwillen über die Verläumdungen, welche die royalistischen Blätter sich nach der Ermordung des Herzogs von Berry gegen Herrn von Decazes erlaubt hatten, so wie seinen Schmerz über die beiderseitige Trennung aussprach. Während der ganzen Zeit, in welcher der nunmehrige Herzog den Vorschafsterposten bekleidete, unterhielt der König einen vertrauten Briefwechsel mit ihm. So endigte die ministerielle Laufbahn des Herrn Decazes. (Hist. de la Restauration.)

Bibliographie.

- La Guizotéide. (Satirische Epistel in Versen.) Von J. B. Guizot. Pr. 1½ Fr.
 Le capucin. (Der Kapuziner.) Roman, vom Grafen v. Peyronnet.
 Poiata — oder Luthanen im 14ten Jahrhundert. Nach dem Polnischen, von F. Letourneur. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
 Gérard — oder ein Murrkopf zur Kaiserzeit. Erzählung von Madelle. 5 Bde. Pr. 15 Fr.
 Marguerite de Beaumaisnil. — Roman von Mad. Lemercier.
 Jules le Rouge. — Roman von Raban. 4 Bde. Pr. 14 Fr.
 Le penitent. (Der Büßende.) Von Ed. Cassagnaur. 2 Bde.
 Prométhéides. (Kritische Blätter der diesjährigen Kunst-Ausstellung.) Erste Lfg. Pr. 1½ Fr.

Spanien.

Lebende Bilder aus Spanien.

I. Ein Birthehaus; Abend und ein Heerstraßen-Morgen.

(Schluß.)

Deutlich vernahm ich nun das Verbör, in welches der erste Räuber den Mavoral nahm — wie viele Passagiere er habe? ob bewaffnet? ob Geld auf dem Wagen? den Schluß machte das Donnerwort „la bolsa“. Der arme Schwelm säumte nicht zu gehorchen, löstete sich etwas vom Boden, nur eben genug, um eine große leberne Börse aus der innern Kamisol-Tasche hervor zu zerren, streckte sie dann, ohne aufzublicken, dem Räuber entgegen, und bat flehentlich, das Geld zu nehmen, aber seines Lebens zu schonen. Dies jedoch schien nicht zu passen in den Plan des Bösewichts. Von dem Steinhausen am Rande der Kunststraße nahm er einen großen Kiesel, und schlug damit wiederholt auf den Kopf des liegenden Mavoral. Der Unglückliche erhob ein heizerreißendes Geschrei um Erbarmen und Mitleid; er rief den Heiland an, St. Jakob den Apostel und Märtyrer, unsere Liebe Frau del pilar, und alle die heiligen in Spanien so hoch verehrten Namen, denen er Einfluß zu trauen mochte auf seines Mörders Christ-Katholisches Gewissen. Aber der Stein in des Buben Hand hatte mehr Gefühl als dieser. Er schlug und schlug, und legte endlich sogar die Spitze bei Seite, um mit beiden Händen den Kopf seines Schlachtopfers zu bearbeiten, dessen Jammergeschrei allmählig dumpfer ward, unter den wiederholten Schlägen, bis endlich nur noch unartikulirtes Röcheln und gelegentlich eine Gliederzuckung von schwachen Lebensresten Zeugniß gab.

Nicht besser, ja schlimmer noch erging es dem armen Pepito, obgleich man von ihm, statt der lauten vergeblichen Klagen und Bitten seines Herrn, nur ein dumpfes, im Sande, wo er auf dem

Antlich lag, dahinsterbendes Stöhnen und Jammern vernahm. Man hätte denken sollen, die unschuldige Jugend des hübschen Burschen werde ihm Schonung erwirken. Aber die Räuber waren zweifelsohne aus Amvosta, kannten ihn, und wußten sich von ihm gekannt: was sonst Liebe und freundlichen Beistand begründet, zeugte hier den Mord. Als nun beide Schlachtopfer besinnungslos lagen, entstand eine kurze Pause; in leisem, unverständlichem Gemurmel schien die Bande sich zu beraten. Ein Kerl trat jetzt an des Wagens linke Seite, legte zum Ueberflus den Hemmschub an's Rad, öffnete die Thür des Mittel-Raumes, stieg auf den Tritt, und forderte unter gräßlichen Flüchen eine goldene Unze von jeder Person. Der Krämer versicherte, so viel hätten sie nicht; was sie hätten siehe zu Dienst; und nun hörte man mit kleinem Gelde kumpeln, und einzelne Stücke zu Boden fallen in der Angst und Verwirrung. Der Räuber kam nicht zunächst, wie ich erwartet hatte, an's Kabriolet, sondern ging zur Rotunde. Hier brauchte er mehr Vorsicht; ohne Zweifel hatte er in Amvosta gesehen, daß hier nicht Weiber saßen, sondern sechs einem nach dem andern Börse und Uhr abgeben, und dann sich auf's Gesicht zur Erde werfen.

Unterdesen war der zweite Räuber, nach kurzer Berathung mit dem Gefährten, wieder an den Ort gegangen, wo der unglückliche Pepito sich wälzte im harten Todestampf. Er zog ein Messer aus den Falten seines Gurts, öffnete es, nahm sein Schlachtopfer zwischen die Beine, bückte sich darüber, schob kalblütig das Kamisol zurück und versetzte ihm nun Stich auf Stich, als sollte der ganze Körper Eine Wunde werden. Mein Kabriolets-Gefährte, der junge Priester, drückte sich in die Ecke und bedeckte seine Augen mit zitternder Hand; mir war, wie durch Zauber, der Blick gebannt auf die gräßliche Scene und selbst der Gehörinn geschärft: denn, obwohl die Fenster des Kabriolets geschlossen waren, vernahm ich deutlich den knirschenden Laut der mörderischen Messerflüche in den Leib des Unglücklichen. Es war dies der schmerzlichste Augenblick meines Lebens. Pepito's grausamer Martirerthod schien mir fast weniger mitridenswerth, als mein eigenes Schicksal, welches mich verdammt, unfähig zu aller Hülfe, Zeuge davon zu seyn.

Als der Mörder seinen Zweck gesichert glaubte, kam er an die Thür des Kabriolets und versuchte sie zu öffnen; er schüttelte bestig daran, und verlangte in drohendem Tone unsere Mitwirkung. Wir waren zufällig bis jetzt nur auf der anderen Seite ein- und ausgestiegen, und der junge Priester glaubte nur die Eine Thür gangbar; er sagte es in seiner Angst dem Räuber, und daß er auf die andere Seite kommen müsse. Ich hatte gleich anfangs eine werthvolle Uhr, die ich bei mir trug, aus der Westentasche genommen und im Stiefel versteckt; als ich aber des Gefühls kalblütige Mordlust gesehen, war mir die Furcht gekommen, meiner Börse nur mittelwärtiger Zubalt möge ungenügend scheinen, und ich hatte die Uhr wieder zur Hand genommen, um sie auf erste Aufforderung abzuliefern. Doch es kam anders. Der dritte Räuber, bis jetzt mit gespanntem Hahn Wache haltend, schien plötzlich zu sinken, legte das Ohr an die Erde, redete dann leise zu den Spießgesellen. Die Berathschlagung war kurz. Sie führten noch ein paar Kolbenschläge auf den Kopf des Mavorals, ein paar Messerflüche auf Pepito und verschwanden plötzlich aus unserem Gesichtskreis.

Es war eine dunkle Nacht, und wengleich der Schein unserer Wagen-Laterne mich in den Stand gesetzt hatte, deutlich zu erkennen, was dicht vor und neben uns sich begab, blieb doch der entferntere Raum dem Blick entzogen. Wir beharrten daher noch fast eine halbe Stunde regungslos in der bisherigen Lage. Nur beruhigte sich allmählig das bis dahin deutlich zuweilen aus dem Innern des Wagens vernommene Zähnklopfen der Angst, und leises bald lauterer weibliches Geflüster trat an die Stelle. Unsere schwer verwundeten Kutscher gaben durch Stöhnen und krampfhaft Bewegung einige Zeichen noch nicht ganz erloschenen Lebens. Mein Gefährte und ich ließen jetzt die Kabriolets-Fenster nieder, schauten umher, und, als Alles still schien, öffneten wir die Thür und stiegen aus. Der mittlere Kutschenschlag stand offen, wie ihn der Räuber gelassen hatte; die Familie drinnen saß auf ihren Plätzen in leisem ängstlichem Gespräch. Hinter dem Wagen zeigte sich eine schwarze Gruppe auf der Erde; es waren die sechs Studenten aus der Rotunde; sie lagen noch unbeweglich auf den Gesichtern, wie der Räuber sie gebeißt hatte, und gewahrten in ihren langen schwarzen Talaren und dreieckigen Hüten einen seltsamen Anblick. Als wir uns ihnen näherten, begann ein Geflüster zwischen ihnen; dann erhob Einer ein wenig das Haupt, dann ein Anderer, bis endlich, nachdem sie die Reisegefährten in uns erkannt, alle urplötzlich sich erhoben, einer schwarzen Wolke oder einem aufplatternden Rabenschwarze gleich. Sie vergaßen jetzt die — wie sie nachher erzählten — von den abziehenden Räubern ihnen leise insinuirte Drohung, „daß Einige wachhaltend im Gebüsch zurückbleiben und den Ersten, der sich zu rühren wage, niederschießen würden.“ Gewiß hätte, insofern überhaupt Widerstand möglich war, derselbe nur von diesen sechs jungen Leuten wirksam geleistet werden können, welche im Augenblicke der beginnenden Gefahr sich beisammen befanden, einer vom anderen getrennt, also gemeinsamer Handlungsweise fähig; was Alles ganz anders stand bei der übrigen von einander getrennten, sich gegenseitig unbekanntem, auch an Zahl viel geringeren männlichen Reisegesellschaft. Erwägt man indessen, wie die guten Mäusen-Söhne wahrscheinlich aus tiefem Schlaf zum Bewußtseyn plötzlich dringender Gefahr aufgerüttelt wurden, ohne Berathungsfrist, ohne Waffen zur Unterstützung irgend eines etwa mutigen Entschlusses — so mag am Ende ihr Benehmen nur natürlich scheinen.

Unsere erste Sorge war jetzt, zu sehen, ob noch irgend etwas für unsere unglücklichen Kutscher zu thun sey. Wir fanden sie mit

gedämpften Schmerzenslauten sich im Sande wälzend; halb unverkännlich murmelte zuweilen noch der Mayoral einen jener heiligen, vorher so vergeblich von ihm angerufenen Namen. Sie näher untersuchend beim Schein der vom Wagen heruntergenommenen Laterne, fanden wir Beide, bis zur Unkenntlichkeit, durch Wunden, Quetschung und Blut entstellt. Und der Fuß unseres schmucken Pepito, seine silbernen Knöpfe, sein seidener Gürtel, — *vanitas vanitatum et omnia vanitas!* Unter den Studenten befand sich ein Mediziner, der sogleich das Samariter-Wort eines blutstillenden Verbandes mit Schmutztüchern begann, so gut es eben gehen wollte. Unterdessen vernahmen wir Fußtritte in der Richtung von Amposta. Bald erschien ein Mann, den Karabiner auf der Schulter, fragte erst nach der Ursache unseres Verweilens, dann nach der Gegend, wohin die Räuber verschwunden; er schoß sein Gewehr ab in dieser Richtung, lud wieder, und schoß noch zwei oder drei Mal. Eine Art von Halb-Uniform bezeichnete ihn als zum *resguardo* gehörig, eine bewaffnete Polizei-Wache, welche zum Patrouillen-Dienst gegen Schmuggler und Räuber gebraucht wird, aber so schlecht gehalten und bezahlt, daß sie häufig vorzieht, gemeinschaftliche Sache zu machen mit denen, welche sie verfolgen soll. Ich will unserem Ankommen nichts bestimmt Böses nachsagen; aber seine plötzliche Erscheinung und sein Benehmen waren mehr unheimlich als beruhigend.

Dem Trauerspiel folgte das Nachspiel. Viele desselben Weges ziehende Karren und Wagen hielten jetzt vor und hinter uns; wir durften aber nicht vom Platze, ja nicht einmal unsere blutenden Kniechen dorthin aufheben werden, bis zur Ankunft des Alcalde aus der nächsten Stadt und seiner Konstatirung des Thatbestandes. Endlich kam er, ein fettes Männchen mit großer rother Kokarde, Abzeichen der leyalen Gesinnung, welche ihn ins Amt gebracht. Er begann mit Untersuchung des Orts und verfuhr so kaltblütig und regelrecht, daß man wohl sah, er war oft schon durch Vorfälle dieser Art aus dem Bette gejagt. In den Blutspuren neben dem Mayoral stüpte er einen präsenten Finger, und den blutbespritzten Stein, welcher den Mördern gedient, gab er seinem Schreiber in Verwahrung. Dann wartet ein in der Nähe haltender Karren zum Transport der Verwundeten requirirt. Es bekümmerte mich damals, entschiedenen ängstlichen Widerwillen wahrzunehmen bei allen Anstehenden, welche zu irgend einer Handreichung aufgefordert wurden. Später erfuhr ich, daß, nach Spanischem Gesetz, Jeder verpflichtet werden darf, den man in der Nähe eines Ermordeten antrifft; sey es, um sich des Verdächtigen zu versichern, oder des Zeugen. Daher geschieht es, daß der Angrieff eines unter Mörderhänden blutenden Schlachtopfers die Hülfe eher verjagt, als herbeilockt. Wird Jemand in einem Hause ermordet, so ist die erste Gerichts-Handlung nicht nur Verhaftung aller Hausbewohner, sondern auch Beschlagnahme des ganzen Mobilars. In der That hört man in Spanien heute noch, wie zu Silblas' Zeit, das Wort *justicia* — dies Wort des Trostes und des Schutzes für den Guten — nur mit Schauder selbst vom Besten ausgesprochen.

Der Karren mit den beiden Verwundeten setzte sich jetzt langsam nach Amposta in Bewegung. Unser Mayoral hatte einige Zeichen rückkehrenden Bewußtseins gegeben; aber Pepito röchelte augenscheinlich seinen letzten Todesstampf. Zwei Polizei-Soldaten übernahmen einstweilen die Dilligence weiter zu fahren; das durch die Räuber quer über die Straße von Baum zu Baum gezogene Seil ward weggeschafft; die wieder in Bewegung gesetzten Maulthiere entführten uns im Gallop dem Schauplatz der erlittenen Gräuelt, als brenne auch ihnen der Boden unter den Füßen. Der Tag war nun vollständig angebrochen; die am wolkenlosen Himmel emporsiehende Sonne bestrahlte fruchtbare Fluren und friedlichen Feldbau. Wir hatten aber wenig Freude daran; was wir sahen von Schönheit der Natur, entschädigte uns nicht für das, was wir erlebt von Bösartigkeit der Menschen.

Der erste Ort, welchen wir erreichten, war S. Carlos. Wir hielten auf dem Marktplatz, bald umringt von der ebrenwerthen Bevölkerung, die nicht satt ward, von unseren geschwägigen Mäusen-Söhnen sich das Abenteuer erzählen und wieder erzählen zu lassen. Indessen hatte über die Natur desselben schon die Art unseres Einzugs, zwei, Banditen gleiche, Polizei-Soldaten auf dem Hock, mit Hünten statt der Peitschen in den Händen, keinen Zweifel übrig gelassen. Der Alcalde erschien, beehrte amtliche Nachricht; berathschlagte dann mit dem schätzbaren Kommandanten eines hier in Garnison liegenden zerlumpten Soldaten-Häufchens; einige Mannschaft ward zur Verfolgung der gewiß längst geborgenen Räuber ausgesendet; andere zur Eskortirung der Dilligence bis Bizaroz broderbt, wo wir umspannen sollten.

Bizaroz ist eine ziemlich große Stadt. Unser langes Ausbleiben über die gewöhnliche Stunde hatte schon Besorgniß erregt; wir hielten kaum, als wir schon wieder von neugierigen Müßiggängern dicht umgeben waren. Ich überließ jetzt meine katalonischen Gefährten dem aus der Mittheilung erlittenen Mitleidschicksals zu schöpfenden Trost, drängte mich durch das verammelte Gesindel, weltliches und geistliches, und ging in das Gastzimmer des Wirthshauses. Hier fand ich eine Gesellschaft Reisender, und diese unstreng ernstlicher und persönlicher bei der Sache interessirt, als drängen der bloß neugierige Pöbel. Zwei katalonische Herren, auf einer Reise im eigenen Wagen von Madrid nach Barcelona begriffen, fragten und kreuzfragten mich zum Ueberdruß. Für meine freilich nicht sehr tröstliche Relation empfang ich den Gegentrost, — „Nehliches könne mir tagtäglich in Spanien begegnen: in La Mancha würde ich die Räuber nicht mehr schlangenanartig lauend finden im Wald bewache-

nen Hinterhalt, sondern das offene Feld durchstreichend, zu Pferde, in hellen Haufen; bis jetzt sey ich an der Küste entlang gereist, wo guter Anbau, erträgliche Bevölkerung, bequeme Wirthshäuser; je näher an Madrid, desto nackter würde ich die Ebene finden, keine Bäume, kein Wasser, keine Dörfer, keinen Anbau, und Wirthshäuser schlechter noch, als gerechtfertigt werde durch das Elend ihrer Umgegend.“ Als sie gar hörten, kein Geschäft, keine Nothwendigkeit habe mich nach Spanien geführt, konnten sie nicht aufhören, sich zu verwundern, wie ich Frankreichs freundliche Blicke und Worte, Bebaglichkeit und Sicherheit hätte verlassen mögen, um zwecklos ein Land zu durchstreifen, welches, wie sie offenberzig bekannten, im schnellen Rückschritt zur völligen Barbarei begriffen sey. In der That war ich nahe daran, mich selbst über mich zu wundern! Fernerer Entmuthigung ausweichend, verließ ich meine leidigen Tröster, und sah mich nach einem Imbiß um. Ein Duft von gebratenen Fischen likelte mein Geruchs-Organ, und der Nase nachgehend gelangte ich glücklich zur Küche.

Es begab sich nun, daß die Wirthin dieses Gasthofes die Mutter unseres armen kleinen Pepito war, eine sehr anständige Katalonierin. Sie hatte schon gehört vom Schicksal ihres Sohnes und bereitete sich zur unverzüglichen Abreise nach Amposta. Unverkennbar war sie tief ergriffen und betrübt, aber eine Mischung von Schmerz und Berufsgewohnheit gestaltete sich bei ihr zum tragikomischen Effekte: Bierzebn hungrige Mäuler verlangten Frühstück, und die Verwirrung war groß unter Gesinde und Gästen. Jede andere Wirthin in gleicher Lage und Gemüthsstimmung hätte wohl die Sache gehen lassen, wie sie eben geben konnte und wollte; aber sie vergaß keinen Augenblick der Hausfrau über die Mutter; in Thränen zerfließend, von Seufzern erstickt, befahl sie, beschied sie, schalt sie, ordnete und that sie, was zu thun war; — die Fische in der Pfanne wendend und mit ihren Thränen begießend, erschien sie eine Parodie der Niobe. Dazwischen ordnete sie den Reise-Anzug, legte reine Strümpfe an, drappirte die Mantilla, unaufhörlich weinend und schluchzend. Endlich war das Maulthier gesattelt; sie schwang sich hinauf, und im Galopp ging sie fort auf dem Wege von Amposta.

Ich will hier gleich hinzufügen, was ich später erst vom endlichen Ausgange der Begebenheit erfuhr. Pepito war desselben Morgens um zehn Uhr gestorben, und die arme Mutter fand nur noch seinen kalten Leichnam. Acht Tage später, nach namenlosen Leiden, war auch der Mayoral ihm ins Grab gefolgt. Die drei Räuber hatte man entdeckt und ergriffen; es waren die drei Kartenspieler vor dem Wirthshause von Amposta. Ob ihnen ihr Recht ward, weiß ich nicht, möchte es aber fast bezweifeln; denn man sagte mir, der Eine habe sehr wohlhabende Verwandte und ein zweites genieße großer Protection der Geistlichkeit!

Bibliographie.

- Tratado de ortografia castellana.* (Die Spanische Rechtschreibung.) Vom Professor José Maria Gonzalez. Pr. 4 Rs.
Historia de los tres derechos romano, canonico y español. (Geschichte des Römischen, des kanonischen und des Spanischen Rechtes.) In Lateinischer und Spanischer Sprache. Von Dr. Don Miguel Garcia de la Madrid. 4. Pr. 25 Rs.
El bastardo de Castilla. (Der Kastilianische Bastard.) Historischer Original-Ritterroman, von Don Jorge Montgomery. 2 Bde. Pr. 14 Rs.
Obras póstumas. (Nachgelassene Werke.) Von Don Gaspar de Jovellanos. 21 Bgn. Pr. 180 Rs.

Mannigfaltiges.

— Kupferstoff in Vegetabilien. Der Franzose Farzeau hat nachgewiesen, daß die Pflanzen Kupfer enthalten, und ist bei seinen Beobachtungen mit solcher Genauigkeit zu Werke gegangen, daß er das Gewicht des Kupfers in jeder Pflanze angeben kann. Freilich hat er in jedem Kilogramm Pflanze nur einige Milligramme Kupfer entdeckt. Der Roggen z. B. enthält nach ihm 4,000 Milligr. Kupfer, das Mehl nur 0,000 Milligr.; das Metall ist nur sparsam im feinem Mehl vorhanden, und das Brod, welches aus dem größten gebakten ist, enthält die meisten Bestandtheile. Unerwähntlich in seinen Forschungen hat Herr F. die Quantität Kupfer berechnen wollen, die ein Mensch in einer bestimmten Zeit mit dem Brode genießt. Diesen Berechnungen zufolge würde ein Mensch innerhalb 30 Jahren 6,00 Gr. an Kupfer genießen, eine äußerst geringe Quantität, die uns keine Besorgniß einflößen darf. Da die Quantität Brod, welche täglich in Frankreich verzehrt wird, 18 Millionen Kilogramm beträgt, so würden also täglich 10 Kilogramm Kupfer mitgenossen, oder 3,650 im Verlauf eines Jahres. Da fernt die zur jährlichen Ernährung Frankreichs nothwendige Quantität Roggen in Jahresfrist ungefähr 7 Milliarden und 300 Millionen Kilogr. ausmacht, so ergibt sich, daß diese Quantität dem Boden alle Jahr 31,061 Kilogr. 800 Gr. Kupfer entzieht, eine ungeheure Summe, welche eben so sehr den Ueberfluß an Kupfer im Erbreich als seine außerordentliche Vertheilung bekrundet.

Die Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide. Den Hiesigen wird die Pränumerations-Quittung, wie gewöhnlich, durch die Stadtpost zukommen.